



17.193



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 43

Montag, den 1. Heuert 1935

Nr. 4

Karl Demmel:

Pommersche Flüsse in der Volksfage

Pommern ist das klassische Land der Volksfagen, die zum allergrößten Teile heute so gut wie vollständig aufgezeichnet sind. Aber immer noch finden die Forscher hier und da reizvolle, unbekannte Sagen auf, die das pommersche Sagenut weiterhin bestens ergänzen. Eine unbedingte Vollständigkeit der Volksfagen wird sich wohl in keinem deutschen Lande erzielen lassen. Wenn man einmal der Sage nachgeht, wieweit die pommerschen Flüsse der Volksfage vertreten sind, dann ist man überrascht, erstens über die Vielheit dieser Sagen, und zweitens über die wirkliche Originalität der Sagenstoffe. Darüber wollen wir hier einmal plaudern, wobei jedoch betont sein soll, daß wir in diesem Rahmen nur eine kleine Auswahl dieser pommerschen Flußfagen bringen können. Immerhin werden wir hierbei allerlei interessante Sagenstoffe führen. Wir beginnen unsere pommersche Flußfagenplauderei mit der Leba, von der eine Notiz aus dem Jahre 1735 dieses sagt: „Die Lebe, welche sehr klein, aber doch die drei Meilen große Lebissee verursacht, welche sich wieder in die Ost-See ergießt, einen schönen sichern Hafen abgeben würde, wenn sie nur nicht zu untief dazu wäre.“

Die pommersche Volksfage weiß allerlei von der Leba, weiß, daß einst in einem großen Walde an dem Fluß ein Lindwurm hauste, den die Jäger eines Tages dadurch fangen wollten, in sie den ganzen Wald in Brand steckten, worauf die Wellen der Leba wild wurden und mit einem Sturm den Lindwurm und den ganzen Wald verunglückten. Von, woraus dann ein großes Moor, Lebamoor, entstand, das weiterhin nach der Gegend von Leba bis Lauenburg nur auf Wasser stehen soll. Und ferner weiß die Sage, daß bei der Schlacht an der Leba die Schwarze Margarete ihr Leben verlor, in dem sie nach ihren wilden Jagden in den Armen ihres Geliebten, Dietrich von Leba, Erholung suchte. Zwischen dieser Leba und Burg Belgard soll einstmals ein unterirdischer Gang bestanden haben. Die Lupow wurde früher auch das „rauschende Wasser“ genannt und hat ebenfalls allerlei Sagen aufzuweisen, so die Sage von der Wasserjungfrau, die den Leuten die Wäsche und die Netze wegnimmt, die diese etwa am Sonnenuntergang spülen wollten. Und beim Niedergang der Sonne soll ab und zu der Teufel in Gestalt eines Hundes auf den Wellen der Lupow sitzen. Der Teufel zeigt sich auch mal in der Lupow hin und her eine Kette oder ein sonderbarer Schuh, die Kinder dieser Gegenden viel Glück bringen, wenn er auf Schachjuche auf den Dammerndeberg, der an der Leba liegt, geht. Und ferner soll früher von der Opferstätte des Renekof oft Menschen aus Anlaß heidnischer Opfer in die Leba hinabgestürzt worden sein.

In der Stolpe soll beim Dorfe Flinkow ein Teufel durch Blitßschlag verunruhigt sein, woran noch heute ein Steinhaufen und ein Wasserstrudel erinnern. Die Wipper, die im großen Deutschland

noch zwei Namensschwwestern hat, soll vom Teufel ausgepflügt worden sein, und ihre Quelle soll ein Wildschwein aufgewühlt haben. Fast in jedem Jahr findet ein Mensch in der Wipper seinen Tod. Ist im Winter der Fluß zugefroren und tracht dann das Eis, dann sagt der Volksmund: „Die Wipper schreit nach einem Menschen!“

Reichlich fließen die Sagen über die Persante, denn auch die Quelle dieses Flusses soll von einem Ferkelchen gefunden worden sein. Ueber den Wassergeist in der Persante haben wir dieses gefunden: „Die Anwohner der unteren Persante glauben, daß in dem Flusse ein Untier wie eine Art Seejungfer lebt; das lockt die Menschen an und zieht sie zu sich in das Wasser, daß sie sterben müssen. Als im Juli 1907 ein Jüngling beim Baden in der Persante ertrank und seine Leiche längere Zeit nicht gefunden werden konnte, hieß es allgemein in der ganzen Umgegend, er sei von dem Wassergeist ins Wasser gelockt und getötet worden.“ Auch in der Radue, die zur Persante gehört, soll nach der Sage alljährlich ein Mensch ertrinken; hier soll sogar oft ein Auf aus der Tiefe des Wassers erfolgen, so daß man an besonders gefährdeten Stellen Wachen aufstellte. Nichtsdestoweniger kam an einem heißen Sommertage ein Schuhmacherlehrling gelaufen und hat flehentlich, man möge ihm doch wenigstens einen Fingerhut voll von Flußwasser geben; das geschah. Aber kaum hatte er getrunken, so stürzte er tot zu Boden.“

Gern wird allen Flüssen ein unterirdischer Gang angedichtet, so auch der Rega, unter der in Schinow ein solcher bis zum Schlosse hinführen soll, ferner soll ein Gang unter der Rega von der Botdenburg bei Labes geführt haben.

Auch die Ihna kann mit allerlei Volksfagen aufwarten; so soll die Gestohlene Ihna durch die Ausgrabung eines Wassermüllers zustande gekommen sein. Natürlich wird auch hier von einem unterirdischen Gang erzählt, und zwar soll ein solcher von Gollnow nach der Försterei Trappenort führen, der drei Kilometer Länge aufweist. Auch soll in dem Fluß ein großer Schatz vergraben liegen, der von einem großen schwarzen Hunde bewacht wird. Ferner geht die Sage, daß in Stargard an jedem 24. Juni die Ihna ein Menschenopfer fordern soll.

Sehr vielfältig sind auch die Odersagen, in denen ebenfalls von einem unterirdischen Gang erzählt wird, der in Stettin unter dem Strom von der Laßadie zum Schlosse hinführen soll. Bei Garz soll in der Oder eine alte Ritterburg versunken sein, doch soll noch die Spitze des Turmes bei einem Strudel herausragen und den Schiffen gefährlich werden, wodurch schon viele Menschen ertrunken sind. Auch eine Seejungfrau haust in der Oder, die den Fischern Glück oder Schaden bringt. Und in der Nähe von Greifenhagen hat der Wasserfisch in der Oder seinen Sitz. „Er ist wie ein Mensch gestaltet, aber er sieht ganz schwarz aus und hat am Hinterleib einen Ziegen Schwanz.“ Und

dieser böse Teufel zieht badende Kinder ins Wasser und soll sich sogar schon eine ganze Herde Schafe geholt haben. Ähnliches wird auch von dem Wassermann beim Schmalen Korbwerder an der unteren Oder erzählt, der mit Vorliebe junge Mädchen holt.

Aus Brandenburg kommt die Uecker nach Pommern geflossen und mündet bei Ueckermünde ins Haff. Und es soll oft vorkommen, daß sich Menschen ganz spornstreichs auf das Rufen aus dem Wasser heraus in diesen Fluß stürzen.

Ganz besonders zahlreich sind die Sagen über die Peene, sie sind so zahlreich, daß man davon einen ganz besonderen Artikel ausfüllen könnte. So wird erzählt, daß der Teufel den Unterlauf der Peene ausgepflügt haben soll, und zwar hatte er seine Grobmutter vor den Flug gespannt, sobald diese jedoch „aus der geraden Richtung abwich, schleuderte er zwei riesige Felsblöcke nach ihr, die noch bei Hollendorf im Kreise Greifswald im Bette der Peene, bzw. etwas weiter landeinwärts zu sehen sind“. Und natürlich verläuft auch wieder ein unterirdischer Gang unter der Peene, und zwar vom Kloster Stolpe nach Wolfratshof, auch von Verchen nach Dargun und unter Haus Demmin weg; „dieser letztere Gang ist so gebaut, daß man in ihm mit Kutsche und Pferden hat fahren können.“ Bei Dunkelheit haben Kahnfahrer nie gern diese Stelle der Peene passiert, sie haben lieber vorher Anker geworfen und sind am nächsten Tage weitergefahren. Eine der Peenequellen soll „Düwelsbät“ heißen, denn aus ihr säuft der Teufel an Johannisstage in Gestalt eines Hundes Wasser. An der unteren Peene soll sich übrigens früher auch ein Lindwurm aufgehalten haben, der nach Schweden ausreizen wollte, wobei er jedoch in der Döse ertrank. Und dann ist an der Mündung der Peene die Wilde Blüse, ein geheimnisvoller Lichtschein, zu sehen. Auch die Peene fordert alljährlich ihre Menschenopfer. Auf den Peenewiesen um Anklam herum soll es auch nicht geheuer sein; denn da tobt die Wode und bringt vielen Unglück. So könnte man noch allerlei Geheimnisvolles vom Peenefluß erzählen, besonders über die darauf oft gesehenen Spußschiffe mit schwarzen Segeln, aber das würde in diesem Rahmen zu weit führen.

Wir erwähnen auch den Ziesefluß, und zwar soll auf dem Zieseberg bei Wolgast Cise, die Göttin der Erde, verehrt worden sein. Auch von einer Ziesenburg wird uns erzählt. An der Ziese sollen einmal Schäfer mit Brot Regel gespielt haben, wofür sie zur Strafe in Steine verwandelt wurden, da sie es ablehnten, durch ein Vaterunser Verzeihung zu erlangen.

Der an Greifswald vorbeifließende Ryp soll früher bis zur Quelle schiffbar gewesen sein, und an seinen Ufern hausten Seeräuber, die sich Grippe nannten, wonach nun die Stadt Greifswald ihren

Namen trage. Am oberen Rydlauf bei Willers-
husen soll sich auf einem hohen Wall einstmal eine
gut geschützte Wendenburg befunden haben.

Wir haben noch die Trebel, die Tollense, die
Barthe und die Recknitz zu erwähnen, von denen
auch einige Sagen bekannt geworden sind. Den
Riesen, die einst im pommerischen Lande hausten,
war die Trebel zu schmal, da gruben sie das Bett

tiefer, und aus den aufgeworfenen Erdhügeln ent-
stand der Lange Berg zwischen Wendisch-Baggen-
dorf und Grimmen. Die Tollense hat ein Riese mit
wilden Pferden ausgepflügt, die Barthe grub der
Teufel aus, das Wasser der Recknitz soll im
Winter selten zufrieren. Das Wasser der Tollense
gefriert nie vor Weihnachten. Damit beenden wir
unseren Streifzug durch die pommerische Volks-
sage!

gewecktem Sinn überschaut, der spürt in sich die
tiefe Verpflichtung, die er den Vorfahren, dem
Volkstum, dem Heimatboden gegenüber hat. Er
wird diese Verpflichtung als heiliges Vermächtnis
an Kinder und Enkel weitergeben.

Und weiter: am eigenen Sippenständal erfährt
er die unerbittlichen Lebensgesetze der Rasse. Auf-
stieg, Entfaltung und Blüte, Verharren, Vergehen
und Aussterben der Geschlechter sind ihm nicht
mehr ein bloßes Spiel äußerer, sozialer oder wirt-
schaftlicher Verhältnisse. Er erkennt in der Tiefe
das Walten der Auslese, das Wirken der Ver-
erbungs-gesetze, vor seinem geschärften Blick heben
sich von den hochwertigen die minderwertigen Erb-
stämme oder Blutlinien ab. Es erschließt sich ihm
in ihrer ganzen Bedeutung die nationalsozialistische
Rasselehre.

Es mag scheinen als gelte unser Forschen allein
der Vergangenheit. Das Gegenteil trifft zu. Nicht
um ihrer und nicht um unser selbst willen, sondern
um der kommenden Geschlechter, um unsers Volkes
Zukunft willen treiben wir die Sippenforschung.
Was wir auf dem langen beschwerlichen Weg
unserer Forschung als wertvolle, aus den Tiefen
des Volkstums oder aus den Quellen des Bluts
fließende zukunfts-gestaltende Kräfte erkannt haben,
das wollen wir mit sorgender Hand pflegen.
Sippenforschung wird Sippenpflege, wird Volks-
tums-, wird Rassenpflege. „Wir schlagen — wie
Achim Gerde, der Führer des Reichsvereins für
Sippenforschung und Wappenkunde einmal gesagt
hat — die Brücke zu unseren Ahnen, um den Weg
zu unseren Enkeln sicher zu finden.“

Staatsarchivrat Dr. G. E. Hoffmann:

Sippenforschung als Volkstumspflege

Die Sippenforschung hat durch den siegreichen
Durchbruch des nationalsozialistischen Wollens einen
ungeahnten Aufschwung erfahren. Von der unser
politischen Denken, Planen und Gestalten heute be-
herrschenden Idee des Volkes als einer Schicksals-
und Blutsgemeinschaft und von dem Gedanken der
Rasse her bekommt ihr Streben feste Richtung und
klar umrissene Ziele, erhält sie große volkserzie-
rische Aufgaben. Am Schicksal der Familien, Ge-
schlechter, Sippen und Bevölkerungsgruppen hat sie
sowohl das Wirken der wirtschaftlichen und
sozialen, der geistig-kulturellen und politischen
Mächte wie der rassistisch-biologischen Kräfte in ihrem
Mit- und Widereinander zu erforschen. Und in
alle Schichten unseres Volkes soll sie den deutschen
Familien- und Sippen-gedanken tragen und ihn
wieder bewußter und lebendiger, wieder wie einst
in germanischer Frühzeit zu arterhaltender, ja
arterhörender Kraft werden lassen.

Wir führen den einzelnen in die Vergangenheit
seiner Familie oder seines Geschlechtes oder — und
das ist das richtigste — des weiten Kreises seiner
Blutsverwandten, seiner Sippe. Sedoch nicht: da-
mit er nur die genealogischen Daten und Zu-
sammenhänge ermittle und in einer Stamm-,
Ahnen- oder Sippschaftstafel darstelle, sondern da-
mit sich ihm der volle Reichtum unseres völkischen
Lebens und zugleich die Lebensgesetze des Blutes
erschließen. Am eigenen Sippenständal erlebt er
die Geschichte von Heimat und Volkstamm und die
seines Volkes. Aus verstaubten Folianten und

vergilbten Papieren erwacht neues Leben. Sein
suchender Geist erschaut die lange Reihe der vor-
angegangenen Geschlechter auf den Höhepunkten
wie in Kampf und Nöten des Lebens. Durch Ge-
nerationen geht der Hof vom Vater auf den Sohn
über, der Besitz wächst, durch schwere wirtschaftliche
Krisenzeiten vermag ihn hier niederdeutsche Zähig-
keit und Kraft zu halten, während er dort verloren
geht. Einen anderen Vorfahr begleitet er auf
seiner Wanderschaft als Handwerksgesellen durch
die deutschen Gaue und in fremde Länder hinein,
bis er, weil „deutscher“ und nicht „wendischer“ Ge-
burt, als Meister in die vaterstädtische Kunst auf-
genommen wird. Ein Dritter, dem er auf ver-
schiedene Hochschulen gefolgt ist, gelangt als Pre-
diger, Schulmann oder gelehrter Jurist in fremder
Stadt zu Rang und Würden und verpflanzt einen
Zweig des Geschlechtes weit in die Fremde hinein.
Einen Vierten endlich treibt Wagemut und Unter-
nehmungslust, vielleicht auch wirtschaftliche Be-
drängnis oder die deutsche staatslich-politische Enge
in ferne Länder übers Meer. Verschollen: entdeckt
ihn heute die Familienforschung wieder, und die
Nachkommen werden sich des gemeinsamen Blutes
wieder bewußt. Vielgestaltig sind Lebenswerk und
die Lebensläufe, die sein Blick umfaßt. Aber er er-
kennt, wie eng alle Schichten und Stände, alle
Stämme und über die Grenzen des staatlichen
Raumes hinweg alle Glieder unseres Volkes blut-
mäßig zu einer großen Lebensgemeinschaft ver-
bunden sind. Wer dies mit klarem, offenem und

Volkskultur ist Bauernkultur

Verstädterung und Entstädtierung. — Wir wollen
bewußt „verbauern“. — Die Kultursendung der
Landfrau.

Von Sabine Hartung.

Auf Zeiten der Verstädtierung im Kulturleben
des Volkes folgen Zeiten der Entstädtierung. Vor-
besonderer Bedeutung ist bei diesen Vorgängen die
Haltung der deutschen Frau, weil in ihrer Obhut
Brauch und Sitte unseres Volkes liegen. Da
bei dürfen Stadt und Land nicht so sehr als Ge-
gensätze aufgefaßt werden, sondern die Stadt er-

3/ Der Bauer und die deutsche Vogelwelt

Ebenso naturliebend wie der Städter ist, so
naturfremd ist er im allgemeinen. Auch hier ist
der Bauer insolge seiner Naturnähe und Beobach-
tungsschärfe der Mittel zu manchem kleinen
Wunder, das er dem städtischen Nachbarn weisen
kann.

Es ist ja ganz bekannt, daß der bäuerliche Mensch
durch Mitteilung seiner Erfahrungen selbst der
Wissenschaft außerordentlich oft ge-
dient hat; und den gleichen Dienst leistete zu-
mal die ältere Bauernfrau ja schon den Auf-
zeichnern unserer deutschen Märgen, den Professoren
Gebüder Grimm, dem Maler Runge, der
Dichterin Annette v. Droste, dem Jäger und Poeten
Löns und zahllosen anderen, die für uns alle aus
dem Borne deutscher Mär und deutschen Wissens
geschöpft haben.

Wunderlich genug mischt sich da oft unbezweifel-
bar Wahrheit und Aberglaube, Frömmig-
keit und weltliche Gesinnung,
Brauch und Mißbrauch — z. B. in den
Sympthiemitteln —, Scherz und Ernst, Erhabenes
und Lächerliches. Überall, wo der Mensch sich in
Beziehung zum Tier setzt und deren Bräuche und
Erscheinungsform auf menschliche Weise sich aus-
legt und deutet, können wir tief in die Seele des
Menschen selbst schauen.

Da kein anderes Tier des deutschen Waldes
und Feldes so mannigfaltig und vielgestaltig, so

häufig hörbar und so ständig sichtbar dem Men-
schen, und zumal dem vorwiegend im Freien ar-
beitenden Bauern darbietet wie der Vogel, so
steht er in der volkstümlichen Wissen-
s-kunde oben an. Drum seien einmal einige dieser
gefeierten Nachbarn genannt, die uns gute Bei-
spiele nicht nur für die Beobachtungsgabe
des Landmannes, sondern auch für seinen
dichterischen Sinn bieten.

Da ist z. B. ein nicht gar zu bekannter, aber
besonders hübscher Vogel, der Kreuzschnabel. Er
hat einen zum Aufbiegen der Lannzapfen geeig-
neten Schnabel, gewissermaßen eine kreuzweis
übereinander gebogene Sähre. Diese Seltsamkeit
gab dem Landmann und Waldarbeiter zu denken,
um so mehr, als dieser Vogel sogar im Winter
seine Jungen erbrütet, weil dann die Fichten- und
Tannensamen reif werden.

Winter-, Weihnachtszeit, Tanne — das deutet
schon auf eine Verbindung mit dem Heilande, der
ja auch zu jener Zeit zur Welt kam, und nun fand
man die Erklärung. Der Kreuzschnabel hat Christus
gewiß schon immer nahe gestanden. Diese Verbun-
denheit wollte der Vogel beweisen, als er Gottes
Sohn am Kreuz hängend leiden sah. Er verjuchte
es, die groben Nägel aus des Herrn Jesu Wunden
zu ziehen — dabei verbog er sich den Schnabel. Ja,
er bespritzte sein helles Brustgefieder so sehr mit
Blut, daß die rote Färbung noch heutigen Tages
nicht geschwunden ist.

Weil er nun ein frommer Vogel ist, sind ihm
auch die Herzen gram. Wer einen Kreuzschnabel im
Hause hält, hat keine Zauberei zu befürchten. Auch

hält er den Einschlag des Blitges von Haus und
Hof fern.

Diese Eigenschaft hat auch eine Umsehl, wofür
sie am oder im Hause ihren Standort hat, wä-
rend, erklärlicherweise, dieser schwarze Vogel son-
nicht gerade als glückbringend gilt.

Ein rechter Unglücksvogel ist der Riebiß, der
Riebiß. Das hängt wohl mit dem geheimnisvoll
gefährlichen Wohnplaz des Vogels — dem Moos-
— zusammen. Man sagt, er lockt verirrte Wa-
derer in den Sumpf. Sein Ruf „Riwitt“ wird auch
mit „Rommit“ gedeutet. Doch nicht nur in dem
Moor-sumpf führt er die Menschen, sogar in der
Tod, wenn er seinen Ruf dicht beim Bauernhau-
erschallen läßt. Wahrscheinlich ist der Riebiß ein
verzauberter Mensch oder die Seele eines Ver-
storbenen!

Die Deutung der Vogelsprache muß
hierbei ganz kurz gestreift werden. Da sagt man
der Ruf der Wachtel mahne den Menschen: „Bist
Gott, bitte Gott!“ Die weiblicheumtete Krö-
schreit unheilkundend „grab, grab! Starb, starb.“
Die Lautierung ist schlesisch! — Der Rohrsä-
heißt gar nach seinem Schnarrlaut: „Kärreiß“
in Westdeutschland. Eine ganze Vogelfamilie tra-
den Namen Pieper; es gibt Baumpieper, Wief-
pieper usw. Dabei ist ihr Gesang ein recht ku-
volles „Piepen“!

Die Ammer singt, wenn sie im Winter friert
und Hunger hat: „Bauer miel' mich!“ Vertretet
aber der Frühling ihre Haushaltsorgen, so miß-
sie übermütig: „Bauer, behalt deinen Dienst.“
Auch die Weiße jubiliert, bevor es noch richtig
warm wird, fröhlich prophezeiend: „Ziet isch do“

heint vielmehr als die natürliche Ergänzung ländlichen Lebens, aus dem ja auch sie erst ihren Lebenszweck, Lebenswert und — wenn sie klug ihre Aufgaben vor Augen hat — ihren ganzen Lebensinhalt empfängt.

Denn das ist eine unumstößliche Tatsache: Volkskultur ist Landkultur, ja in erster Linie sogar Bauernkultur. Das hat des Führers erster Kämpfer für die Gesundung und Neuerstärkung der blühenden deutschen bäuerlichen Kultur wiederholt und noch jüngst aus Anlaß des Gedankens an den vor siebenhundert Jahren stattgehabten Freiheitskampf der Stedinger Bauernschaft ausgesprochen. Reichsminister Walter Darré hat diese Überzeugung, die bereits in seinen Schriften seit Jahr und Tag zum wertvollsten Erkenntnisgut des deutschen Bauerntums geworden ist, noch einmal unter der begeisterten Zustimmung der Massen des Landvolks wiederholt: Volkskultur ist Bauernkultur.

Der Landfrau danken wir die durch zahllose Geschlechter getreulich bewahrte deutsche Bauern- und Volkskultur. Überall, wo die Frau am alten Hausrat der Väter hing, wo sie dem Kind schon in der Wiege alte Lieder des Volkes sang, wo die jungen Bauernmädchen Freude fanden an der lebhaften schönen Tracht, wie sie seit altersher die Bewohner der einzelnen Volksgaue kennzeichnete und schmückte, wo mit dem Volkslied Volksspiel und Volkstanz lebendig blieben, dort ist auch viel Geist und vor allem viel Gutes, unverbrauchtes Erbe aus Deutschen erhalten geblieben.

Daß bei dieser „konservativen Tradition“, oder deutsch gesagt treu bewahrenden Art unserer deutschen Landfrauen gleichwohl die schöne Entwicklung nicht zum Stillstand führte, das beweist der Blick in die Kulturgeschichte unseres Volkes. Zunehmendem Wohlstand werden Trachten, Hausrat, Wohnverhältnisse und Sitten von dem Hauch der Verfeinerung berührt, der das und-Natürliche aber keineswegs auslöscht. Hier ohne Zweifel die ritterlichen Lebensgewohnheiten einen vorbildlichen Einfluß gehabt. Aber merken wir, wie fremder, ausländischer Einfluß beherrschend zu werden beginnt, sich von fremden Fürstentümern Italiens, Frankreichs, Spaniens, weit mehr und weit früher als bei uns ihren ritterlichen Abschluß bekommen, eine Verköstlichung des Lebens eintrübt, das sich auch in Trachten, Sitte und Gebräuchen äußert. Die ursprünglich vom

ländlichen Leben her entstandene städtische Kultur führt nun zur „Verstädterung“ im Landvolk. Zunächst bei den oberen Schichten und sich dann nach unten ausbreitend. Sogar im geistlichen Leben, wo Weltfremdheit ja in erster Linie Volks- und Landfremdheit bedeutet, beobachten wir diese Entfremdung, ja nicht selten Verstiegenheit. Sogar die Wissenschaft wird spielerischer Selbstzweck. Man braucht nur die oftmals höchst lächerlichen Behauptungen der Scholastik daraufhin zu betrachten. Jetzt wird das Wort „verbauern“ zum Spottwort und die Verstädterung gilt als ein Schimpf in ländlichen Kreisen. Der Gegensatz von Stadt und Land prägt sich aus. Den nimmt es wunder, daß gerade die Frau aus ihrem starken gefühlsmäßigen Empfinden sich mit voller Kraft der Erneuerungsbewegung und

dem Erneuerer unseres deutschen Volkstums zu wandte! Es ist unmöglich, daß die neue bäuerliche Kultur von oben gelehrt werden kann. Sie kann allenfalls vorgelebt werden, aber hauptsächlich muß sie doch von den deutschen Landfrauen selbst gelebt sein. Nur kann sie in der klaren Erkenntnis von den Irrwegen und Abwegen des deutschen Volkslebens, die sie in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat, sich und allen deutschen Frauen zusprechen: Wir wollen bewußt verbauern! Verbauern in dem guten, ursprünglichen Sinne — wobei die Entstädterung die Stadt selbst mit erfassen muß. Das aber kann sie nur, wenn von den deutschen Landfrauen die neue Lebenskultur, die sich aus der alten deutschen Bauern- und Volkskultur erheben wird, mit allen Kräften, mit allen Fasern des reichen Gemütslebens gefördert wird.

Abzählverse

Aus Rube (Kreis Greifenberg).
Gesammelt von Alfred Luch.

Eins, zwei, drei,
Hick, hake, hei,
Hick, hake, Hahersack,
und du bist frei!

Eins, zwei drei,
die Ernte legt ein Ei.
Das Ei war faul,
du kriegst ans Maul!

Eine kleine weiße Bohne
wollte mal nach Engelland.
Engelland war zugeschlossen
und der Schlüssel abgebrochen.
Eins, zwei, drei,
du bist frei!

(Dorthin aus Voigtshagen, Kr. Greifenberg.)

Eins, zwei, drei, vier,
auf dem Klavier
steht ein Glas Bier.
Wer davon trinkt,
der stinkt!

Eins, zwei, drei, vier,
ein Glas Bier,

ein Glas Rum,
du bist dumm!

St o du,
dem Buren sien Gru
un ein Glas Bier,
sünn dat nich vier?

St o du o dei
dat sinn oose drei,
Köster mit siem Biew,
dat sinn oose siem!

Eins, zwei, drei, vier, fünf,
strik mir ein Paar Strümpf,
nicht zu groß und nicht zu klein,
sonst mußt du der Hahschmann sein!

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
eine Bauersfrau kocht Speck und Rieben
eins, zwei, drei,
du bist frei!

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
wo ist denn mein Schatz geblieben?
Ist nicht hier,

die Zeit ist da — wie man in altemännischen

herausfährt
hat sich der Birol selbst als „Vogel Bülow“
gestellt, so war es sicher ein norddeutsches Ohr,
dies herausfand. Darauf deutet der hier so
mit der Endung „-ow“, die oft
hingestellt wird, aber mit dem Mitt-
deutschen „ouwe“ — Aue — ein und das-
e ist.

Bülow's Better, der Rabe, heißt natürlich auch
seinem eigenen Krächzen so. Am bekanntesten
„Selbstläufer“ jedoch ist der „Kuckuck“. Dieses
schmüßige Tier kann mehr „als Brot essen“, näm-
lich abhürzen! Deshalb rufen ihm niederdeutsche
Del zu:

„Kuckuck im Sonnenschein,
Wo lang schall id Zumber sin?“
wenn es andere Mädchen auf hochdeutsch nach-
hen, wird er ihnen ebenso gern die Antwort
„zählen“. Je kürzer, je lieber!! Der Kuckucks-
nach der Sommerjungenwende zeigt eine
ste Ernte an:

„Der Kuckuck kündigt teure Zeit,
Wenn er nach Johanni schreit“,
ein alter Spruch. Weil er sogar Sachen weiß,
nicht einmal der kluge Mensch weiß, so sagt
wenn man irgendwie in Verlegenheit ist,
weiß der Kuckuck!

Der Gimpel — auch Dompfaff oder Blutfink
kennt — verdammt das Spottwort vom „dum-
Gimpel“ nur seiner Zutraulichkeit. Er läßt
tatsächlich leicht „auf den Leim locken“, einem
jung, denn unsere Zeit immer mehr und mehr
zu Leibe geht, aber er ist doch auch sehr gelehrig

und lernt seinem Herrn — wenn er nun schon
einmal gefangen werden soll — manches Lied ab.

Die Vogelfschuzgesetzgebung des nation-
alen Deutschlands wird als eines der vorbild-
lichsten Kulturwerke den Ausgleich zwischen Natur-
leben und Vogelhaltung überbrücken! Eine voll-
ständige Unterbindung der Tierhaltung im Heim
wäre ja schon deshalb unangebracht, weil damit
die Kenntnis, das Verständnis und die Liebe zum
Walddogel erschwert würden.

Da aber der Vogelfang doch außer der Gefahr
der Ungewöhnung auch eine Unterdrückung frei-
heitlicher Rechte ist, so erscheint die behördliche
Bestimmung, vorerst nur in der Gefangenschaft
erbrütete Vögel in den Handel zu bringen, den
Lebendfang aber grundsätzlich zu
untersagen, der beste Weg zu sein, auf dem
Mensch und Vogel in erwünschtester Berührung und
zugleich notwendiger Distanz gehalten werden!

„Mantelkinder“

Um das Jahr 1750 hat der „Pupillen-Kath“
(Mündel-Kat) Wichmann in „Cöplin“ in einem
Bericht über eine vermögensrechtliche Ausein-
andersetzung auf einem der Wuffeckenschen Güter den
Ausdruck „Mantelkinder“ gebraucht, also mit Be-
zug auf solche Kinder, welche von Brautleuten
vor der Trauung erzeugt worden waren; deshalb
so genannt, weil die Mutter bei der Trauung ihren
Mantel über das Kind breiten mußte, durch welche
finnbildliche Handlung („Bemantelung“) es als
ihr gemeinsames Kind anerkannt wurde. Ob diese
Sitte damals noch bestand oder ob es sich schon da-

mals nur um einen altüberlieferten Ausdruck
handelte, ist weder aus den gütsherrlichen Akten
zu ersehen noch von dem „Volkstümlichen Archiv
für Pommern“ zu erfahren.

Zur Förderung der Kunde über altes Brauch-
tum wäre es daher zweckmäßig, bei Nachforschun-
gen in alten Akten auf den Ausdruck „Mantel-
kinder“ zu achten und etwa angebotene Fälle dem
Volkstümlichen Archiv für Pommern in Greifswald,
Germanistisches Seminar, Stralsunder
Straße 10, I, unter Angabe des Jahres und unter
genauer Bezeichnung der quellenmäßigen Akten
mitzuteilen.
H. Sch.

Von Moderspraf und Kinnertiet

Ik weit en Leid, wat säuter kringt
As Wigelin un Fläuten.
Wenn't Modermund ehr Rütting singt,
Ward hell min Dog, min Hart, dat springt
Un fählt sid liesen gräuten.

Dat is en Leid, wat mi as Gdr
Min Mudding oft hett jungen.
Dat hett, wenn mi de Seel mal frör —
Wenn Glied un Hapen güng in Schör,
Min Leed un Truer dwungen.

Dat möl min Hart so warm un wiet
Un stief un stark tau'n Drägen —
Un kringt em immer wedder nied.
O, Moderspraf un Kinnertiet,
Wat liggt in juch för Segen

Helmuth Schröder.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
wo ist unser Spitz geblieben?
Sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins,
da kommt er gesprungen und heißt dich ins
Bein.

Is un du un dei,
dat siind ooser drei;
Preefter mit sien Wiew,
dat siind ooser siew;
Röfter mit dem Schacht,
dat siind ooser acht.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs,
sieben, acht, neun,
in dem Walde steht eine Scheun',
voller Roggen, voller Weizen.
Sag, wie soll das Kindlein heißen?

Es wird wortweise abgezählt. Das Kind, auf
das „heißt“ trifft, nennt nun irgendeinen Na-
men, etwa Erika. Darauf zählt das abzählende
Kind wortweise so weiter:

Erika soll das Kindlein heißen.
Wieviel Namen soll es haben?

Das Kind, auf das „haben“ trifft, bestimmt
nun die Anzahl der Namen, etwa fünf. Es selbst
wird darauf mit eins bezeichnet, und zwei, drei,
vier und fünf werden weitergezählt. Das fünfte
Kind ist ab.

Eins, zwei,
Polizej,
drei, vier,
Offizier,
fünf, sechs,
alte Hex,
sieben, acht,
Stiefelschacht (Stiefelschacht),
neun, zehn,
schlafen gehn,
elf, zwölf,
ins Gewölb'.

Drei, sechs, neun,
Jung', hol Wein!
Knecht, schenk ein!
Herr, trink aus!
Du bist drauß!

(Dortbin von Deep, Kr. Kolberg-Körlin.)

Ene, mene, minf, mant,
Röfter leip de Brink entlang.
Hoas wull em griep,
doa jung hei an to piepe
Piep, piep, piep,
o, du bist riepl!

Ene, mene, minf, mant,
Jäger löpt den'n Brink entlang.
Hoas will em griep,
doa fängt hei an tu piepe.
Piep, piep, piep,
dei Roggen is bald riepl!

II.

Gesammelt von Alfred Luchz.

Ene, mene, Miesmaus
lief um's Rathaus,
wollte sich was kaufen,
hatte sich verlaufen.
Ene, mene, mapp,
der du bist ab!

Ene, mene, mapp,
der du bist ab!

Trumpf, ente, tente,
teomente,
ente, tente ab!

Manf uns manf is einer manf,
der nich manf uns manf gehört!

Wie kommt Pommern zu den Landesfarben „Blau-Weiß“?

Daß die pommerschen Landesfarben Blau-Weiß sind, dürfte jedes pommersche Schulkind wissen. Aber den wenigsten Pommern dürfte bekannt sein, wie unsere Heimatprovinz zu diesen Landesfarben gekommen ist. Einer sehr landläufigen Erklärung nach sollen unsere pommerschen Landesfarben von der blauen Ostsee und dem weißen Sandstrand, von den blauen Wäldern und den weißen Segeln, von den blauen Strömen und den weißen Möwen herühren. Diese poesievolle Auslegung haben uns viele Dichter unserer Heimat gegeben, so vor allen Dingen Adolf Pompe in seinem unvergleichlichen Heimatliede „Wenn in stiller Stunde Träume nich umweh'n“. Wieder andere wollen wissen, daß der preußische König Friedrich Wilhelm III. (1797 bis 1840) einst in Torgau den dort dienenden pommerschen Hauptmann von Kefowski, gebürtig aus Groß-Hauptow bei Bütow, gefragt haben soll, warum man das Pommerland „Blaues Ländchen“ nenne. Da soll der wadere Hauptmann schlagfertig seinem Könige geantwortet haben:

Wohl liegt das Land im blauen Duft,
wenn klar im Herbst ist die Luft,
und seiner Höhenzüge Kranz
erschimmern oft im blauen Glanz.
Man könnte auch meinen, weil Pommerland
umfaltungen vom blauen Meeresband,
gäh' man dem Lande die Farbe Blau.
Doch es ist anders, ich weiß es genau!
Blau ist die Treue, Majestät!
Und wie es damit in Pommern steht,
das haben die Pommern in treuer Wacht
durch Taten bewiesen in mancher Schlacht!
Die heiligen Toten! — Die Jungen aufs neu'
bewahren dem König die Pommerentreu'!
Wenn irgend im Reiche ein deutscher Gau,
dann hat wohl Pommern ein Recht auf Blau!

Da soll des Königs Auge geblitzt haben. Tief be-
wegt, dem Hauptmann seine Hand auf die Schulter
legend, soll er geantwortet haben:

Das ist der Grund! Ich zweifle nicht!
Das Blau will schon aus alten Tagen
von Pommerentreue Kunde sagen!

So poesievoll alle diese Begründungen — die
Entstehung der pommerschen Landesfarben sein
mögen, leider entsprechen sie nicht den historischen
Tatsachen, so daß wiederum die schöne und reiz-
volle Poesie vor der nüchternen Wissenschaft kapitu-
lieren muß. Pommern ist auf viel prosaischere

Weise zu seinen Landesfarben gekommen, die ver-
hältnismäßig jungen Ursprungs sind.

Unsere pommerschen Herzöge kannten die
heutigen pommerschen Landesfarben nicht. Bogis-
law X. (1474—1523), der die rote Farbe bevor-
zugte, ließ zu seinem Heereszug nach Braunschweig
die Ritter rot kleiden. Seine Siegel zeigten rot
weiß-orange, aber auch rot-weiß-blaue Schnüre.
Etwa vom Jahre 1540 ab bis zu seinem Aussterben
(1637) hat das pommersche Herzogshaus rot-gelb
als Hoffarben geführt. Wohl finden wir später bei
der pommerschen Ritterchaft und dem pommerschen
Adel die Farben rot-gelb-blau und rot-gelb-violett,
aber niemals die heutigen Landesfarben blau-weiß.

Diese sind nämlich erst durch Kabinettsordre
vom 16. November 1802 eingeführt worden. Nach-
dem seit dem Jahre 1798 die landständische Uniform
in allen preußischen Provinzen und Landesteilen
rot mit schwarzen Kragen und Aufschlägen, mit
silbernen Knöpfen und silberner Stickerei gewesen
war, wurde durch die obige Ordre (16. November
1802) neben der roten Galauniform noch ein
blauer „Interimsrock“ eingeführt. Fortan sollten
sich die einzelnen Provinzen durch die Far-
be der Kragen und Aufschläge dieses blauen Interims-
rockes unterscheiden. Unsere Provinz Pommer-
n erhielt damals weißen Kragen und weiße Auf-
schläge. So wurde bald diese Zusammen-
setzung von blau (Rock) und weiß (Kragen und Aufschlag)
als die pommerschen Provinzfarben betrachtet, was
noch mehr der Fall war als durch die Verordnung
über die Organisation der Landwehr (17. März
1813) die pommerschen Landwehrregimenter blau
Röcke mit weißen Kragen erhielten. Als nach den
Freiheitskriegen von 1813/15 einige preußische Pro-
vinzen andere Farben für Kragen und Aufschläge
— die Grundfarbe aller Uniformen wurde dunkel
blau — bekamen, da befiel die Provinz Pommer-
n die weißen Kragen und Aufschläge. Dieses blau-
weiß der Uniform ist dann die pommersche Lande-
farbe geworden.

Wir sehen, daß Pommern auf recht prosaische
Weise einst zu seinen Landesfarben gekommen ist,
die gar nicht so alt sind, wie viele wähen. Unsere
Dichter aber haben sich wenig um diese historische
Vorgänge gekümmert, sondern haben sich in die
rühmliche Freiheit ihre eigene Erklärung gesu-
cht. Vielleicht haben sie aber auch wie die meisten
uns gar nichts von dem geschichtlichen Wert der
pommerschen Landesfarben gewußt!

und ein Pferdchen, Pferdchen, Pferdchen dazu,
und ab bist du!

Wir machen keinen langen Wit,
und du mußt sein!

Ene, mene, mu,
ab bist du,
ene, mene, mi,
ab sind Sie!

Nur das Kind auf „Sie“ ist ab.

Ene, mene, mi,
ab sind Sie!
Ene, mene, mei,
ab sind zwei!
Wen willst du davon haben?

Es wird silbenweise abgezählt. Das Kind, das
von der Silbe „ben“ (von haben) betroffen wird,
darf sich eins der beiden Kinder, auf die Wörter
„Sie“ und „zwei“ gefallen sind, auswählen. Dieses
Kind ist dann wirklich ab.

Es fuhr ein Schiff nach Amerika.
Womit war es beladen?

Das Kind, auf das „den“ (von beladen) trifft,
muß nun sofort die Frage beantworten, etwa
„Mit Möbeln.“ Weiß es keine Antwort, so zählt
das abzählende Kind oder eins der übrigen: eins,
zwei, drei, und das betreffende Kind ist nicht
und muß im Kreise bleiben.

In der Kammer steht eine Uhr.
Wieviel schlug die Uhr?

Das Kind, auf das „Uhr“ trifft, gibt eine Za-
hl an, etwa 6. Es selbst wird mit 1 gezählt, und da-
her heißt es weiter: 2, 3, 4, 5 und 6. Das 6. Kind
ist ab.

A.: Auf dem Baume hängt 'ne Schleiße.
Wie sah sie aus?

Das Kind, auf das „aus“ trifft, bestimmt die
Farbe. Es sagt beispielsweise: „Grün.“ Dann
zählt A. silbenweise weiter:

Haßt du auch Grün an dir,
so zeig' es mir!

Das Kind, auf das „mir“ trifft, ist dann ab, weil
es etwas Grünes vorzeigen kann.